



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♀: Bilder aus der deutschen Vergangenheit : Soldatenleben im
dreißigjährigen Kriege. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege.

2.

Die Heere des großen Krieges hatten im besten Fall die Stärke eines modernen Armeecorps. Tilly hielt 40,000 Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer diese Stärke erreicht, die meisten großen Schlachten des Krieges wurden durch kleinere Massen entschieden. Zahlreich waren die Detachirungen, sehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten und Flucht. Und da kein geordnetes System der Ergänzung bestand, schwankte der wirkliche Bestand der Armeen in höchst auffälliger Weise.

Das Zahlenverhältniß der einzelnen Waffen änderte sich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältniß der Reiterei zum Fußvolk etwa wie 1 zu 5, bald wie 1 zu 3, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen stärker, als die Fußtruppen. Diese auffallende Thatsache ist zugleich ein Zeugniß für die Verschlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgesogenen Landschaften war die Erhaltung der Heere nur bei starker Reiterei möglich, welche weiter fouragiren und schneller das Terrain wechseln konnte. Und da sich zur Reiterei drängte, wer Selbstgefühl hatte, oder Beute hoffte, so erhielt sich die Reiterei verhältnißmäßig in besserem Zustand, als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nahrung das verzehrte, was etwa die Reiter übriggelassen hatten. Allerdings wurde auch die Cavalerie schlechter. Der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher, als der an Menschen. Bei schwachen Pferden und in der Nothwendigkeit behender Bewegungen war die Wucht schwerer Reiterei gar nicht zu erhalten, und während sich in der Vandenwirthschaft der letzten Jahre der Dienst der Streifcorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete, wurden die Heere wenig geeignet zu entscheidenden Schlachten. Demungeachtet that auch bei diesen die Reiterei zuletzt das Beste; denn ihr fiel fast ausschließlich die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehn zur Entscheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländischer Ordnung“ war die der Baiern unter Mercy von 1643 bis 1645.

Die Taktik der Armeen hatte sich seit hundert Jahren langsam umgeformt. Das alte Landsknechttheer war in drei großen quadratischen Haufen, Avantgarde, Gewalthaufen, Arrieregarde zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landstraßen und Saatsfelder; vor ihm liefen commandirte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüsch niederschlagen mußten, um den unförmlichen

Haufen Bahn zu machen.*) Zur Schlacht selbst stellten sich die tiefen vier-eckigen Massen des Fußvolkes nebeneinander, jeder Schlachthaufen bestand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehrern Regimentern; die Reiterei stand in ähnlicher tiefer Aufstellung an den Flügeln. Regelmäßige Reserve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entscheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannschaft wurde ein „verlorner Haufen“ gebildet für gefährlichen Dienst, zur Forcierung von Flußübergängen, der Besetzung eines entscheidenden Punktes, Umgehung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhand genommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an sie angehängt, endlich besondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieser schweren Schlachtmassen führte schon in den niederländischen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktische Körper, welche in zwei oder drei Treffen standen. Aber nur langsam bildete sich die Treffenstellung und das System der Reserven aus. Noch war den kaiserlichen Heeren beim Beginn des Krieges vieles von der alten Methode geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zusammengefügt. Feste Stellungen suchen und die Schlacht in der Defensiv aufzunehmen, war gegenüber den wild anstürmenden Türken in ruhmlosen Feldzügen zu sehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Massen gewaltig sein, aber sie litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit seinem Geschütz in ihnen zu arbeiten, und sehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Gustav Adolph nahm die taktischen Neuerungen der Niederländer in geistvoller Weise auf, er stellte zur Schlacht die Infanterie sechs Mann, die Cavalerie vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Massen in kleine Abtheilungen, welche in fester Verbindung miteinander die taktische Einheit der „schwedischen Brigade“ bildeten, er verstärkte die Cavalerie, indem er Schützencompagnien zwischen sie stellte, führte außer der Reserve- und Positionsartillerie leichte Regimentsgeschütze ein, und gewöhnte seine Soldaten an schnelle offensive Bewegungen und rücksichtsloses Vorgehn. Seine Infanterie feuerte schneller, als die kaiserliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erschütterte zum ersten Mal nahes Peletonfeuer die alten Wallonenregimenter Tillys, für seine Cavalerie stellte er zuerst die Lehre auf, durch welche hundert Jahre später Friedrich der Große seine Reiterei zur ersten der Welt machte: sich nicht mit Feuern aufzuhalten, und in schnellster Gangart über den Feind herzufallen.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an besondern Abzeichen, die Offiziere an den Feldbinden. Bei Breiten-

*) So hatte sie Saström am Ende des schmalkaldischen Krieges gesehen, er beschreibt ihren Marsch sehr anschaulich.

feld trugen z. B. die Tillyschen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war roth, Gustav Adolph verbot deshalb seinen Schweden Noth zu tragen, die Feldbinden seiner Offiziere waren anfänglich nach den Regimentern verschieden.

Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Vertheidigung günstig war.*) Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen verzierten Zelte auf verbotenen Grund, der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße, oft durch Befestigung von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerstätte des Fähnleins, je fünfzig Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Lieutenant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberoffiziere und Beamten; der Feldscheer liegt neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft konische Form haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raum ihre kleinen Hütten von Stroh und Bretern. Neben der Hütte steckt der Pikener seinen Spieß in den Boden, die Pikier, Kurzpfeiler, Hellebarden, Partisanen und Standarten zeigen schon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hausen die Soldaten häufig zu Zweien oder Vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreise, das ganze Lager ist von breitem Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Vor dem dreißigjährigen Kriege war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu schlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter Reihe aneinander geschoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die nothwendigen Ausgänge freigelassen. Damals hatte die Reiterei zunächst an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter nothdürftige Verschläge aufgerichtet. Dieser Brauch war veraltet, nur selten umschließen die Wagen das Lager, man ist bemüht, dasselbe durch Graben, Wall und die Feldgeschütze zu decken. An den Ausgängen sind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertruppen und eine Postenkette von Musketiern oder Schützen aufgestellt. Vor dem Zelt jedes

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß; Fronsperger, Kriegsbuch a. m. D.

Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Compagnie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagerecht auf die Gabel gestützt.

In solchem Lager hauste das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch im Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeschaffen, auf allen Wegen rollten die Lastwagen herzu, wurden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachstroh wurde von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten und ihre Buben strichen plündernd und stehend in der Umgegend umher, die Marktender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten sich die Kriegersleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zusammen; unterdessen kochten die Weiber, wuschen, besserten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Tumult und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Unthat, Schlägereien zwischen den verschiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiserlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger seine Feldpredigt, dann saßen die Kriegersleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienstes in den Marktenderhütten zu liegen und Getränke zu schenken. Es ist bekannt, wie sehr Gustav Adolph auf fromme Sitte und Gebet hielt, aber auch seine Kriegsartikel hielten für nöthig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedrängen. —

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tischen besetzt, um alle drängte sich die Gesellschaft der Spieler. Dort hatte das Kartenspiel der alten Landsknechte der schnelleren Entscheidung durch Würfel weichen müssen. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, durch Numormeister und Profoße verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammengekommen und hatten ihr Commisbrod, Waffen, Pferde, Kleider verspielt; so fand man gerathen, diese Leidenschaft unter Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tisch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmbeine“ genannt; jeder Gesellschaft stand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tisch und Würfel, er hatte in streitigen Fällen das Richteramt und erhielt seinen Antheil am Gewinn, oft aber auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falsche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen oder Sechsen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Quecksilber und Blei gefüllt, mit zerschnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen, es gab Würfel von Hirschhorn, welche oben leicht, unten schwer

waren, Niederländer, die man schleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bairischen Höhe“ geworfen werden mußten, wenn sie gut fallen sollten. Und oft wurde die lautlose Arbeit durch Flüche, Gezänk und blizende Rappiere unterbrochen. Und zwischen den aufgeregten Gesellen schlichen lauende Handelsleute, oft Juden, bereit, die gefesteten Ketten, Ringe und Beutesstücke zu schätzen und aufzukaufen. *)

Hinter den Zelten der Oberoffiziere und des Regimentsprofos, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, standen die Buden und Hütten der Marktender in parallelen Querreihen. Marktender, Metzger und gemeine Garföche bildeten eine wichtige Gemeinschaft. Der Preis ihrer Waaren, der Speisen oder Getränke ward vom Profos gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — bestimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, schrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeschenkt werden mußte. Diese Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunst des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnismäßig sicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die sie für Offiziere wie Gemeine zurechtschnitten. Oft hielt der Marktender lustige Dirnen für Offiziere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weither Kaufleute mit theuren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und Delicatessen in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Offiziere zum bösen Beispiel für das Heer ausschweifend; jeder Hauptmann wollte einen französischen Koch halten und die theuersten Weine wurden von ihnen massenhaft verbraucht.

Die militärischen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelschläger, bei der Cavalerie der Trompeter, die Trommel war sehr groß, die Schläger oft halbwüchsige Buben, zuweilen die Narren der Compagnie **) — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutschen Heere wunderlicherweise für alle Fälle denselben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei solchen Gelegenheiten über seinem Kleide einen „Levitensrock“ von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn bestickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächsten Tages verkündete, war schnellen und geheimen Operationen sehr hinderlich, es verschlechterte auch die Disciplin, denn es sicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn sie auf Beute hinausschlichen.

*) Simplificimus I, 22.

**) Narrische Trommelschläger wünscht das Fähnlein zu haben. Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß. S. 28.

War gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft in Contribution gesetzt, dann war alles vollauf, Speisen und Getränke billig; es kam ausnahmsweise noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bairischen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte.*) Dann saß in den Marktentendebuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schar singender, prahlender, schwagender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat staffirte sich neu aus, — er kaufte theure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Gallonen, bunte Röcke und runde Maulesel für seine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Sammt gekleidet. Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt,**) daß in Lilys Armee vor der lübener Schlacht ein Reiter sein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit dreihundert silbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die schönsten Kirchengewänder und Messornate trugen, einige Stradioten ritten in geraubten Priesterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In solcher Zeit tranken die Zecher einander theuren Wein aus geraubten Altarfelchen zu, und ließen aus dem erbeuteten Golde lange Ketten machen, von denen sie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablösten, wenn sie eine Zecher zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto seltener wurde solche goldene Zeit. Häufiger als Ueberfluß war Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaften rächte sich furchtbar an den Heeren selbst, das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der Pest, schlich durch die Lagergassen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preise der Lebensmittel wurden unerschwinglich, der Laib Brod wurde z. B. 1640 bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Ducaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Ueberall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Thiere. Dann war ringsum eine Wüste von unbebauten Aeckern und geschwärzten Dorfrümmern, und das Lager selbst eine grause Todtenstadt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben, verlor sich plötzlich in den Todtengruben, nur die grimmigsten Hunde erhielten sich von ekler Nahrung, die andern wurden geschlachtet und verzehrt.***) In solcher Zeit schmolzen die Heere dahin und keine Kunst der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmanns, so sehr auf leidenschaftlichen

*) Grimmelshausen, Seltamer Springinsfeld.

**) Lamentatio secunda Lützensium. 1633. 4.

**) Fascikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

Genuß des Augenblicks gestellt, unsicher nicht nur vor dem Feind, steigerte nicht nur die Lasterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheure, es entwickelte auch Eigenthümliches und Seltsames in Unart, Sitte und Bräuchen. Wer aufmerksam in jene Zeit hineinsieht, der verliert zwar nicht das Grausen über die zahllosen und raffinierten Scheußlichkeiten, welche verübt werden, aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüstung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine gesunde unzerstörbare Tüchtigkeit zu Tage kömmt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeisterung für die Partei, welcher er grade diente, selbst der Glaube verlor in den wilden Gemüthern viel von seiner Fähigkeit zu erwärmen. Aber den Besseren blieb die eigne Soldatenehre und eine lebhaft empfindung für die Ehre der Fahne, der sie geschworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt sei, oft der einzige geistige Besitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterschied. Nicht selten wechselte der Krieger seine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letztern Fall war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverlässig. Die Achtung seiner Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsott“ war, schnell bildete sich ein eigenthümlicher Code der Soldatenehre aus, der eine wenn auch verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer souveränen Herrschaft über Bürger und Bauer gab, sind uns nur wenig Reste geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern selbst entstanden, sind bis auf dürftige Trümmer verklungen.*) Aber sprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieselbe Stimmung aus, welche Schillers Reiterlied idealisirt: „der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beute machen ist mein Pflug.“ „Die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben.“**) Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern außerkoren. Der erste, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein schönes Weib beschert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt.***)

Daß die Sinnlichkeit in der Regel zügellos und ohne Scham war, wird man voraussetzen, die Völlerei, das alte deutsche Laster, beherrschte Offiziere wie Gemeine. Das Tabakrauchen und -kauen, oder wie man damals sagte: Tabaktrinken, -essen und -schnupfen verbreitete sich schnell in allen Heeren, und die Wachtstuben wurden dem Nichtraucher ein beschwerlicher Aufenthalt. Dieser Brauch, im Anfang des Krieges durch die Holländer und englische Hilfstruppen zu den deutschen Soldaten gekommen, war am Ende des Krieges so ge-

*) Es ist charakteristisch, daß eines der besten (Simplicissimus I, 2. 23.) die „Müllerflöhe“ besingt, damals eine allgemeine Plage der Heere.

**) Philander von Sittewaldt, Gesicht vom Soldatenleben.

***) Grimmshausen, Seltsamer Springinsfeld.

wöhnlich, daß in jedem Bauerhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrlinge und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten. *)

Auch die deutsche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modisch, italienische und französische Wörter einzumischen, sogar die Ungarn, Kroaten und Tschechen bereicherten den Sprachschatz, sie ließen uns außer ihrer „Karbatsche“ und ähnlichem, zumeist volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein besonderer Greuel; so oft ein Soldatenmund sich öffnete, flogen die „Pog“ und „Pieu“, rücksichtsvolle Entstellungen des göttlichen Namens, — unaufhaltsam heraus. Mit großer Betrübniß hat Moscherosch einige der ärgerlichsten Fluchreden verzeichnet: „Poghunderttausend Sack voll Enten“, „daß dich der Donner und der Hagel miteinander erschlage“, „fort ihr Hundertsappermentsbluthunde“, „sauf daß dir das höllische Feuer in den Hals fahre“. — Aber nicht nur solche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rothwelsch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerst in dem großen Kriege, schon lange vorher hatten die entlassenen Landsknechte als „Gartbrüder“ und Mitglieder der Bettlerinnung Künste und Sprache der Fahrenden gelernt; schon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn „Strier“, die Ente „deutscher Herr“, die Gans ein „Strohbug;“ einen Strohubug verhöhren, bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldsprache“ nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem schlechten Gesindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdischen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Ansehn am Lagerfeuer, die geheimnißvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldsprache sind damals ins Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkstuben der Universitäten getragen. **)

Bei den täglichen Händeln bildete sich das „Cartell“ für Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren streng verboten, Gustav Adolph strafte sie selbst an höhern Offizieren mit dem Tode; aber kein Gesetz vermochte sie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrensache gewartet hatten,

*) Grimmeßhausen, Satyrischer Pilgram II.

**) Dionys Klein, Kriegsinstitution. 1598. 8. gibt Seite 288 eine Probe von dem Rothwelsch der Landsknechte. Welch Keninger (Landsknecht) die Gaugen und Gäugin (Bauer und Bäuerin) zum besten anstoßen (schäken) kann und weiß sie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelognen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunscht (versteht) sich recht auf das Reckhediß (Instrument zum Hühnerfangen) und ist rund und fertig zum Kobora zopfen oder gensen (zugreifen oder stehlen), der soll tags ein Hällerichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wieviel geschieht es, daß sie sich übern Braitthart oder Glenz alchen (über das weite Feld flüchten müssen), wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erschossen werden, daran man die Kühe bindet (gehengt werden).

bis das Fähnlein abgerissen war, so hörte auch diese Rücksicht auf, höchstens begab man sich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch seinen Handschuh hin, nach dem Zweikampf wurde derselbe von dem Geforderten oder dessen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei. Die Duellanten fochten allein, oder mit zwei oder drei Secundanten, auch ein Unparteiischer ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampf den fechtenden Kameraden zu helfen, noch sie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände, und verziehen im voraus jeder dem andern seinen Tod. Man focht zu Pferde oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Pistole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anständigkeit. Wer Händel suchte, hatte die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu schrauben.*)

Dem Feind gegenüber herrschte milder Kriegsbrauch und einige Courtoisie. Da es so gewöhnlich war, die Partei zu wechseln, bildete sich bei den Soldaten ein Corporationsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberoffiziere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt, wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen Reihen einen alten Kameraden zu sehen oder zum Zeltgenossen einen frühern Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier, gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte, oder im Verdacht stand, Teufelskünste zu brauchen, mußte, auch wenn er bat, erschlagen werden. Zwischen dem honetten Sieger und Besiegten ward Cartell geschlossen, der Sieger versprach zu schützen, der Gefangene nicht zu fliehen. Dem Besiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländisches Quartier“ bekam, der behielt alles, was sein Gürtel umschloß, der anständige Gefangene präsentirte selbst, was er in den Taschen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getödtet, wenn er nicht schnell zu entfliehen wußte. Beim Transport wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zusammengebunden und die Knöpfe aus den Hosen genommen, daß sie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen Ranzion ausgelöst werden, und dies Lösegeld wurde durch einen Tarif bei den einzelnen Heeren festgesetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten seltener wurden, steckte man die gemeinen Gefangenen summarisch in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu lassen. Solche Soldaten galten natürlich für unsicher, sie benutzten

*) Simplicissimus I, 3, 9. und Philander von Sittewaldt, Soldatenleben.

gern die erste Gelegenheit, zu der frühern Fahne zu desertiren, wo sie Dirne, Buben, Beute und rückständigen Sold gelassen hatten. Distinguirte Gefangene wurden zuweilen vom Obersten des Regiments dem gemeinen Soldaten abgekauft; sie wurden im feindlichen Quartier mit Aufmerksamkeit behandelt, fand doch fast jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

Beutemachen war die Hauptfreude des Soldaten, die Beute der unsichere Gewinn, für den er sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen, die traurige Poesie, welche ihn in verzweifelter Lage standhaft erhielt. Der Sold war bescheiden, die Zahlung unsicher, die Beute verhieß Wein, Spiel, eine schmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbusch, ein oder zwei Pferde, die Aussicht auf größere Bedeutung in der Compagnie und auf Avancement; Eitelkeit, Genußsucht und Ehrgeiz entwickelten diese Sehnsucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten sich zu früh der Plünderung überließen. Zuweilen gelang es Einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde fast immer in wüster Schwelgerei verthan, nach dem Soldatensprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren.“ Der Ruf solcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn schlecht. *) In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man sprach von 30,000 Ducaten, gewonnen und sogleich wieder im Würfelspiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Geld dein Lebtag wie ein Herr leben können, da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nützen sollst.“ Noch am Ende des Krieges hatte einer von Königsmark's Truppe in der Kleinfeste von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Siz wieder verspielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls expediren, der Soldat rettete sich durch die unerschrockene Antwort: es wäre unbillig, wenn Ew. Excellenz mich um dieses Verlustes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altstadt noch größere Beute zu erhalten. Diese Antwort wurde für ein gutes Omen gehalten. Bei der bairischen Armada wurde im Holzischen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier gewesen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing ihm hinten und vorn zu den zerrissenen Hosen heraus. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffirte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehre Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammer-

*) Grimmelshausen, Springinsfeld.

diener in schöner Livree, und nannte sich selbst mit düsterem Humor Oberst Lumpus. So reiste er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel von Reichthum und Qualitäten des Oberst Lumpus, und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Cavalieren des römischen Reichs oder unter den Soldaten von Fortun diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Confect in einer Schüssel 500 neue französische Pistolen und eine Kette von 100 Ducaten Werth auftragen, und sagte dabei zum General: „mit diesem Tractament wollen Ew. Excellenz vorlieb nehmen, und meiner dabei bestens gedenken.“ Der v. Holz sträubte sich ein wenig, aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten, „bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Excellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Ew. Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll.“ Darauf acceptirte der v. Holz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoisen Promessen, solches vorkommendensfalls zu remeritiren. Der General reiste ab, der falsche Oberst lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Duzend Thaler zu. Sechs Wochen darauf war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein schlechtes Kleid, und keinen Pfennig darin. Da schenkte ihm der Wirth, der viel an ihm gewonnen, funfzig Thaler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirth zehn Thaler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld sein sollte, wolle er es lieber bei ihm, als bei einem andern verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch fünf Thaler und verbot seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittirte er das Wirthshaus und ging in das nächste, wo er auch die fünf Thaler in Bier vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor, und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte sein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Muthe sei, dazu habe er seine Beute benützt.

In den ungarischen Kriegen war Gesetz gewesen, die Beute gemeinsam zu vertheilen, bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner rathsam, den Offizieren seiner Compagnie einen Antheil zu gönnen. Dies gemeinsame

Interesse am Gewinn, so wie die Nothwendigkeit, sich durch Requisition in entfernten Gegenden zu erhalten, entwickelte den Parteigängerdienst zu großer Vollkommenheit. Es gab nicht nur ganze Truppentheile, welche bei den Armeen den Dienst der Streifcorps verrichteten, z. B. Holf bei der kaiserlichen, auch die einzelnen Compagnieführer wählten die gewandtesten Leute zu diesem gewinnreichen Geschäft. Das „Parteimachen“ — der Auszug zu einer geheimen Expedition — mußte in ungerader Zahl geschehen, wenn es Glück bringen sollte. Solche Parteien schlichen sich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waaren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Streifcorps in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinsamen Bereich zu schonen sei. Jede Art von List ward bei solchen Zügen geübt, man mußte den Knall des schweren Geschüzes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne schoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt anschlagen, den gestohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befestigt war. Die Soldaten verkleideten sich in Bauern, in Frauen, und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten der Umgegend Spione, Boten, liefen mit Kundschafterzetteln, die in der Lagersprache „Feldtauben“ hießen, hin und her, sie trugen ihre Briefe als Kugeln zusammengerollt im Ohr, banden sie in das Haar zottiger Hunde, drückten sie in eine Erdscholle oder nähten sie mit grüner Seide zwischen die Blätter eines Eichenzweigs, um sie in der Noth ohne Verdacht wegzuworfen.*) Die Zettel waren in Nothwelsch oder Kauderwelsch geschrieben, mit fremden Lettern, wenn verlaufene Studenten bei der Compagnie waren, vielleicht gar französisch mit griechischen Buchstaben; man übte sich zu solchem Zweck in einfacher Geheimschrift, indem man die Buchstaben der Wörter verstellte, oder verabredete, daß in jedem Worte nur der mittlere Buchstabe gelten sollte, u. s. w.**)

Leicht war der Uebergang von solchem Parteigängerdienst zum unehrenhaften Lungen des Marodeurs und Freibeuters. In der ersten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Marode***) durch angestrengte Märsche und schlechte Verpflegung so heruntergekommen, daß es kaum seine Fahnenwache besetzen konnte, es löste sich auf dem Marsche fast ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit defecten Waffen und ohne Ordnung um die Armee herumzuschlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Sausänger und Immenschneider (Drohnen) genannt hatte, als „Marode-

*) Philander v. Sittewaldt, Soldatenleben.

**) Mosherosch und Grimmselshausen a. v. D.

***) Simplicissimus I. 4. 13. — Wenigstens ist das die gewöhnliche Erklärung des Wortes

brüder“ bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei schlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Leichtverwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, gesellten sich zu ihnen und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich, sie zu bannen. Sie stahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, minirten bei Nacht die Zelte, und zwackten hervor, was sich greifen ließ, sie lauerten an Engpässen auf die Felleisen, welche die letzten Weiber des Troffes auf Pferden und Wagen mit sich führten.

Die Zuchtlofesten verließen dann wol ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfischer auf eigne Faust, bald im Kampfe bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des gestohlenen Gutes, die jüdischen Händler und Käufer frugen nur, was die Waare gewesen sei, ob kaiserlich, ob schwedisch, ob hessisch, um beim Verkauf den frühern Eigenthümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Bemühungen der Landesherren, die großen Räuberbanden zu vernichten, sie haben in einer gewissen Continuität bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gedauert.

Ein breiter Strom von Aberglauben flutet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er sich fast unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wissen über ihn legt, und nur leise tönt dem Gebildeten sein Rauschen ins Ohr. Zuweilen erweitert die franke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe, erstaunt sehen wir dann die entstellten Trümmer uralter Culturzustände oben auf schwimmen. Dann scheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergessen war. Auch das Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigenthümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Theil noch heut dauert; es lohnt bei dieser charakteristischen Erscheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geschöß der Feinde verfesten, und wieder, daß man die eignen Waffen durch Zauber jedem Feind tödtlich machen könne, ist älter, als das geschichtliche Leben der germanischen Völker. Aber schon in den frühesten Zeiten hängt etwas Unheimliches an solcher Kunst, sie wird leicht dem Geseiten selbst zum Verhängniß. Die Unverwundbarkeit ist nicht unbedingt und gegen den Zauber der treffenden Waffe gibt es einen Gegenzauber, der stärker sein mag. Schon Achill hatte eine Zehe, die nicht gefeit war; der nordische Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Mistelzweig, den ein Blinder bewegte, tödtete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwischen den Schultern, dieselbe Stelle, welche auch den Soldaten des dreißigjährigen Krieges für offen galt.* In zahlreichen nordischen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelste

*) Königl. schwedischer Victorischlüssel 1632. (v. D.) 4^o 24 S.

Waffe des Helden, wurde gern als lebendes Wesen aufgefaßt, als tödtende Schlange oder vertilgender Brand, wenn es zersprang, so „starb“ es dem nordischen Dichter, Schwerter, welche Zwerge geschmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wol aber war in ihnen ein tödtender Zauber verborgen, so mußte das Schwert Hagens, des Vaters von Hilde, eines Menschen Tod sein, wenn es aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte schon in der nordischen Heidenzeit, daß die beste Waffe gegen hiebsteife Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule sei.*) Zuverlässig galten schon im deutschen Heidenthum solche Zaubermittel für finstere Nothhilfe, von Vermessenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnißvolle Gabe für die Helden der epischen Dichtung. Den neuen Christen wurde der Teufel die dunkle Macht, welche solchen verderblichen Schutz gewährte.

♀

Literatur.

Der italienische Krieg 1859, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Erste Abtheilung. Zürich, Fr. Schultheß, 1859. — Eine Darstellung der Vorgänge von Napoleons Neujahrsgruß an den Herrn von Gübner bis zur Schlacht von Montebello. Ob die Meinung des Verfassers, der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich sei der Anfang eines von Napoleon beabsichtigten Weltkriegs zur Unterwerfung der Germanen durch die Romanen und Slaven, und England und Preußen, wenigstens letztere Macht, hätte deshalb Oestreich mit den Waffen unterstützen müssen, das Rechte trifft, wird die Zukunft lehren. Nach dem Frieden scheint es nicht so. Dagegen leuchten die Urtheile Rüstows über das, was auf militärischem Gebiete geschah, über die Thätigkeit der östreichischen Feldherrn und ihrer Gegner durchaus ein. Sehr klar und darum sehr lehrreich ist, was über die Stärke, Eintheilung und Bewaffnung der kämpfenden Parteien, über das Kriegstheater und die Möglichkeiten der Kriegführung bemerkt ist. Allenthalben erkennen wir, daß ein Mann von Fach zu uns spricht. Eine eigentliche Geschichte des kurzen Krieges, die erst geschrieben werden kann, wenn das nöthige Material dazu vorliegt, wird schwerlich zu andern Ergebnissen kommen, als den hier gegebenen. Nach Beendigung des Werks werden wir ausführlicher darüber berichten. —

*) S. Weinhold, Altnordisches Leben. Berlin 1856. S. 204.